

Bilder und Vorstellungen der Ostforschung von der Geschichte Polens in der Frühen Neuzeit

von

Michael G. Müller

Für jede der hier erörterten Epochen ließen sich wahrscheinlich historiographische Texte benennen, die den Ansatz und das Profil der deutschen Ostforschung in ihrem problematischen Charakter beispielhaft repräsentieren. Im Hinblick auf die Ostforschung zur frühneuzeitlichen Geschichte Polens kann sicher Theodor Schieders Königsberger Habilitationsschrift von 1940 über „Deutschen Geist und ständische Freiheit im Weichsellande“ als ein solcher Schlüsseltext gelten.¹ Er erscheint exemplarisch für eine a priori negative Einstellung der Ostforschung zu dem Gegenstand Polnische Geschichte, welche den Betrachtungshorizont und damit auch die eigenen Erkenntnismöglichkeiten je schon im Ansatz spezifisch eingeschränkt hat.

Es ist aber nicht in erster Linie die kompromittierende anti-polnische Rhetorik im Vorwort zu Schieders Arbeit, die uns in diesem Kontext beschäftigen sollte. Wenn hier (sinngemäß) davon die Rede ist, daß nun die deutschen Waffen den Schicksalskampf im Osten zugunsten der gerechten deutschen Sache entschieden hätten, der auch die Ostforschung stets verpflichtet gewesen sei, so hat dies doch mit der wissenschaftlichen Substanz der Habilitationsschrift recht wenig zu tun; zudem wird man respektieren müssen, daß der Autor für diese Rhetorik der Kriegsbegeisterung nach 1945 rasch und auf überzeugende Weise Abbitte geleistet hat. Von ungleich größerer Bedeutung sind für unseren Zusammenhang vielmehr die in dem methodischen Ansatz der Untersuchung angelegten Blickverengungen und -verzerrungen. Indem Schieder sich den volkstumsgeschichtlichen Bezug der Ostforschung zu eigen machte und diesen als Analyse-leitendes Prinzip für die Erforschung der frühneuzeitlichen Landesgeschichte Ostdeutschlands zugrunde legte, verstellte er sich gleichsam selbst den Weg zu einem originellen Erkenntnisfortschritt: Die ideengeschichtlichen Zeugnisse, die hier mit aller denkbaren handwerklich-quellenkritischen Professionalität verarbeitet wurden, ließen sich vor dem Hintergrund der auf den Volkstumskonflikt bezogenen Generalthese nicht zum Sprechen bringen; die Vielschichtigkeit, zum Teil auch Widersprüchlichkeit ständischer, konfessioneller und territorialer Identitätsbezüge in der Frühen Neuzeit wurde nicht einmal als Problem erkannt; auch die vertiefte Analyse führte daher selbst dort nicht wesentlich über die Wiederholung historiographischer Stereotypen

¹ THEODOR SCHIEDER: Deutscher Geist und ständische Freiheit im Weichsellande. Politische Ideen und politisches Schrifttum in Westpreußen, Königsberg 1940.

hinaus, wo eindeutige Quellenbefunde diese widerlegten.² Mit einem Wort: Als Forschungsunternehmen ist Schieders Arbeit deshalb im Grunde gescheitert, weil die hier gewählte völkisch-nationale Ausgangsposition nicht nur eine angemessene Interpretation erschwerte, sondern eigentlich schon die Formulierung ergiebiger Fragen ausschloß.

Eher als um eine Phänomenologie und Ideologiekritik der „Bilder und Vorstellungen“ der Ostforschung über das frühneuzeitliche Polen soll es denn auch im folgenden darum gehen, die historiographiegeschichtliche Logik herauszuarbeiten, die hinter der Entwicklung bestimmter Diskurse der Ostforschung stand. Gefragt wird also vor allem nach den Prämissen, aufgrund deren die Ostforschung ein, wie aus heutiger Sicht kaum zu bestreiten sein wird, essentiell deformiertes Bild vom frühneuzeitlichen Polen hervorgebracht hat. Ferner soll auf die Wandlungsdynamik des Bildes eingegangen werden – vor allem im Hinblick auf die Frage, warum sich dieses Bild derart beharrlich, d. h. relativ unabhängig auch von Generationswechseln innerhalb der Ostforschung wie vom Wandel der tagespolitischen polemischen Kontexte, bis in die jüngste Vergangenheit reproduziert hat.

Dabei liegt auf der Hand, daß die Grundprobleme hier nicht bei den epochenspezifischen Ansätzen der Frühneuzeitforschung liegen, sondern bei der Disziplin als Ganzem. Nicht nur im Hinblick auf die Geschichtsschreibung über die Frühe Neuzeit gilt, daß von Ostforschung im spezifischen Sinne die Rede sein kann, seitdem sich vor dem Hintergrund eines stark außerwissenschaftlich, nationalpolitisch begründeten Interesses am „Deutschtum im Osten“ ein besonderer historiographischer Diskurs zu profilieren begonnen hatte, der sich seinerseits sowohl von der traditionellen Landesgeschichte Ostdeutschlands (und Westpolens) als auch von der nationalgeschichtlich ausgerichteten Polen-Historie unterscheiden läßt. So fragte die Ostforschung bei ihrer Beschäftigung mit der Herrschafts-, Siedlungs- und Kulturgeschichte der Deutschen jenseits der historischen Ostgrenzen des Reichs spezifisch nach der Geschichtswirksamkeit dessen, was sie als „Volkstum“ (im Sinne eines über die Epochen hinweg unveränderlichen Substrats ethnisch-nationaler Identität) begriff; der ethnische Bezug wurde also dem konventionellen territorialen programmatisch vorgeordnet, und zwar unabhängig von dem Epochenbezug des jeweiligen Forschungsgegenstandes. Ferner entwickelte sie insofern auch ein eigenes methodisches Profil, als sie verstärkt „neuen“ Fragestellungen aus der Siedlungs-, Sozial- und Alltagsgeschichte nachging und zur Entwicklung solcher Ansätze beitrug.³ Ob diese teildisziplinäre Profilbildung der Ostforschung als Teil der Volksgeschichte nun auch Elemente der methodischen Modernisie-

² Exemplarisch dafür ist SCHIEDERS Einordnung des Œuvres von GOTTFRIED LENGNICH, dessen ständisch-landespatriotische Orientierung zwar ausführlich gewürdigt, dann aber mit großem argumentatorischen Aufwand zu einer protonational-deutschen Position uminterpretiert wird; ebenda, S. 214 ff.

³ Dazu ausführlich der Beitrag von EDUARD MÜHLE in diesem Band.

rung und damit der Horizonterweiterung von Geschichtswissenschaft in sich trug,⁴ mag einstweilen dahingestellt bleiben; wir kommen im Zusammenhang mit dem praktischen Ertrag der Ostforschung für die Polen-Historiographie darauf zurück. Offensichtlich sind jedoch die Horizontverengungen, die der volkstumsgeschichtliche Ansatz mit sich brachte: Die Ostforschung sah sich einerseits von vornherein auf einen eigenen Themenkatalog verpflichtet, der sich mit dem der Landesgeschichte wie der Staats- und Nationsgeschichte Polens nur marginal überschneidet; an der Diskussion über große beziehungsgeschichtliche Fragen wie etwa die nach den Ursachen für die Teilungen Polens waren die Ostforscher oft nicht beteiligt.⁵ Andererseits legte der national verstandene volkstumsgeschichtliche Zugang sie im Blick auf die vormodernen Epochen auf einen vielfach (so eben auch im Falle Schieders) per Definition anachronistischen Ansatz fest; die Selbstverpflichtung der Ostforschung, die Geschichte des Deutschtums im Osten als nationalpolitisches Argument aufzubereiten, beinhaltete in diesem Sinne zugleich ihr fundamentales methodisches Handikap.

Wie sich diese Vorgaben in der frühneuzeit-bezogenen Ostforschung zu Polen spezifisch niedergeschlagen haben, soll im folgenden unter drei Gesichtspunkten knapp erörtert werden. Gefragt wird 1. nach der methodischen Ausrichtung der Frühneuzeit-Forschung und ihrem Wandel, 2. nach den zentralen Themen der Ostforschung in diesem Horizont und 3. nach den sie leitenden Deutungsmotiven.

1. Während die Orientierung an der volkstumsgeschichtlichen Frage (und damit ganz überwiegend auch an einem nationalpolitischen Parteienstandpunkt) eine Konstante in der Entwicklung der Ostforschung darstellte, unterlag ihr methodisches Profil beträchtlichen Veränderungen. Ihren Ausgang nahm sie von jener wissenschaftlich wie wissenschaftsorganisatorisch gut konsolidierten Position, welche die ostdeutsche Landesgeschichtsforschung seit dem späten 19. Jahrhundert eingenommen hatte. Nicht nur ihr starker institutioneller Rückhalt sicherte ihr in gewisser Weise ein Übergewicht in der Auseinandersetzung mit ihren akademischen Kontrahenten in Polen. Vielmehr schlug auch das hohe Niveau und das Prestige moderner quellenkritischer Historie, wie sie die Vorläufer der Ostforschung repräsentierten, zu Buche, und nicht zuletzt hatten diese von ihrem privilegierten Zugang zu den archivalischen Quellen profitiert. Um bei Theodor Schieders Forschungsgegenstand zu bleiben: Eine Autorität wie der Danziger Historiker Paul Simson ließ sich auf dessen eigenem Terrain in der ostdeutschen Landesgeschichte schwerlich

⁴ So dezidiert JÜRGEN KOCKA: Ideological Regression and Methodological Innovation. Historiography and the Social Sciences in the 1930s and 1940s, in: *History and Memory* 2 (1990), S. 130–138.

⁵ Zu den Grundzügen der Forschungsentwicklung MICHAEL G. MÜLLER: *Die Teilungen Polens 1772, 1793, 1795*, München 1984, besonders S. 65 ff.

in Frage stellen; seine Geschichte Danzigs blieb trotz aller eklatanten interpretatorischen Einseitigkeiten für Generationen die gültige, weil am besten durchgearbeitete und am verlässlichsten belegte stadthistorische Darstellung,⁶ und selbst in hohem Maße polemische Arbeiten wie seine Studie über „Danzigs und Westpreußens Kampf gegen die polnischen Unionsbestrebungen“, bezogen auf das Lubliner Dekret von 1569,⁷ blieben, da auf vermeintlich autoritative Quellenkenntnisse gestützt, bis zum Ende der dreißiger Jahre ohne eine in der Fachöffentlichkeit durchschlagende Kritik.⁸ Der „Überhang“ an professioneller Autorität, heißt das, sicherte dem deutschumsgeschichtlichen Ansatz einstweilen ein hohes Maß an normativem Einfluß, und zwar namentlich auf dem Gebiet der traditionalistischen, weitgehend rechtspositivistischen Verfassungs- und Politikgeschichte; hier – und nicht etwa bei einer Sozial- und Alltagsgeschichte *avant la lettre* – lag das argumentative Kapital, von dem die Ostforschung in bezug auf die frühneuzeitliche Beziehungsgeschichte zwischen Deutschland und Polen noch nach 1945 am stärksten gezehrt hat.⁹

Nach dem Ersten Weltkrieg, also eigentlich schon in der Formierungsphase der Ostforschung als Teildisziplin, verringerte sich dieser Vorsprung allerdings stetig, und endgültig in der Zeit nach 1945 sollten sich die Positionen von deutscher Ostforschung und polnischer Westforschung im Hinblick auf akademische Autorität und professionellen Rang umkehren. Dies lag zum einen daran, daß die polnischen „Westforscher“ den anfänglichen argumentativen Rückstand gegenüber der deutschen Ostforschung durch großen Forschungseinsatz rasch aufholten.¹⁰ Zum andern aber, und vielleicht noch in größerem Umfang, hatte es mit der nationalpolitischen Radikalisierung – und damit einem Verlust an wissenschaftlicher Urteils- und Diskussionsfähigkeit – seitens der Ostforschung zu tun. In dem Maße nämlich, wie diese die Zuspitzung ihrer nationalpolitischen Aussage betrieb, ging sie auch Kompromisse in bezug auf die empirische Solidität wie die methodische Konsistenz ihrer Forschungsleistung ein. Das Ergebnis aber war, daß nicht nur ihr geschichtswissenschaftliches „Pro-

⁶ PAUL SIMSON: Geschichte der Stadt Danzig, Bd. 1–2, 4, Danzig 1918.

⁷ DERS.: Danzigs und Westpreußens Kampf gegen die Unionsbestrebungen in den letzten Jahren des Königs Sigismund August (1568–1572), in: Zs. des Westpreußischen Geschichtsvereins 37 (1897), S. 1–176.

⁸ Die früheste markante Gegenposition nimmt ein STANISLAW KUTRZEBA: Prawno-państwowe stanowisko Prus Królewskich w latach 1454–1772 [Die staatsrechtliche Stellung des Königlichen Preußen in den Jahren 1454–1772], in: Jantar 3 (1939), S. 63–69.

⁹ Ein gutes Bild von der Forschungsentwicklung gibt der Tagungsband der deutsch-polnischen Schulbuchkommission Schlesien und Pommern in den deutsch-polnischen Beziehungen vom 16. bis 18. Jahrhundert, Braunschweig 1982.

¹⁰ Zu den Hintergründen KLAUS ZERNACK: Das Ende Preußens und die Ostdeutsche Geschichte, in: DERS.: Preußen – Deutschland – Polen. Aufsätze zur Geschichte der deutsch-polnischen Beziehungen, Berlin 1991, S. 67–83; s. a. DERS.: Schwerpunkte und Entwicklungslinien der polnischen Geschichtswissenschaft, Histor. Zs., Sonderheft 5, München 1973, S. 202–323.

blembewußtsein“ schwand, sondern auch ihre Dialogfähigkeit gegenüber der internationalen Frühneuzeit-Historiographie. Die Ostforschung war insofern ein dezidiert „deutsches“ Unternehmen, als sie offenbar nicht einmal mehr anstrebte, sich über den eigenen nationalen Umkreis hinaus wissenschaftlich verständlich und glaubwürdig zu machen.¹¹

Nicht zuletzt aber war dies eine Frage des Quellenbezugs. Die Tradition archivalisch breit fundierter landesgeschichtlicher Forschung hat für die Frühe Neuzeit nach 1918 in der deutschen Ostforschung kaum eine Fortsetzung gefunden. Jedenfalls stand der Ertrag an innovativer Forschung hier keineswegs mehr in einem angemessenen Verhältnis zu den von der Ostforschung eingesetzten institutionellen und personellen Ressourcen. Vielmehr läßt sich dem Eindruck schwer begegnen, daß die Ostforschung dieses Terrain ohnehin weitgehend preisgegeben hatte, lange bevor sie aufgrund der politischen Umstände nach 1945 den Zugang zu einem Gutteil der für ihre Themen relevanten Archive verlor.¹² Die Tatsache, daß denn auch die erneute Öffnung dieser Archive für westliche Forscher seit dem Anfang der siebziger Jahre von den Ostforschern nicht mehr in nennenswertem Umfang für neue Forschungsvorhaben genutzt worden ist,¹³ scheint dieses Argument zusätzlich zu stützen.

Einzelne Gegenbeispiele mögen dieses Urteil relativieren. Daß damit jedoch der Trend richtig bezeichnet ist, läßt sich beispielhaft an dem großen Arbeitsgebiet der Reformationsgeschichte in den beiden Teilen Preußens recht genau belegen.¹⁴ Der Grundstein für eine moderne Reformationsforschung war hier von Lokal- und Landeshistorikern gelegt worden, die der Ostforschung gut zwei Generationen vorausgegangen waren: etwa Theodor Hirsch

¹¹ Diese Beobachtung (in bezug auf die deutsche Historiographie zu den Teilungen Polens) bereits bei ALBERT SOREL: *La Question d'Orient au XVIII^e siècle. Le partage de la Pologne et le traité de Kaynardzji*, Paris 1889, über den Beitrag der deutschen Forschung seitdem JERZY TOPOLSKI: *Poglądy na rozbiory Polski* [Ansichten von den Teilungen Polens], in: *Stosunki polsko-niemieckie w historiografii* [Die polnisch-deutschen Beziehungen in der Historiographie], Teil 1, Poznań 1974, S. 410–515.

¹² Diese Frage erscheint allzu wenig beachtet in der Ostforschungskritischen Diskussion seit MICHAEL BURLEIGH: *Germany Turns Eastward. A Study of Ostforschung in the Third Reich*, Cambridge 2. Aufl. 1989: Während die politikleitende bzw. -legitimierende Funktion von historischer Forschung recht genau gesehen wird, bleibt die Wirkung der Politisierung auf den wissenschaftlichen Prozeß an sich eher im Hintergrund; ob die „Wissenschaft an der Macht“ eigentlich noch Wissenschaft war, müßte genauer beleuchtet werden.

¹³ Einen Eindruck davon gibt, für ein begrenztes Forschungsgebiet, der Forschungsbericht von BERNHART JÄHNIG: *Die landesgeschichtliche Forschung des Preußenlandes (Ost- und Westpreußen) seit 1960 im Überblick*, in: *Jb. für die Geschichte Mittel- und Ostdeutschlands* 38 (1989), S. 81–141.

¹⁴ Ein guter vergleichender Forschungsbericht: MARCELI KOSMAN: *Reformacja i kontrreformacja* [Reformation und Gegenreformation], in: *Stosunki polsko-niemieckie w historiografii* [Die polnisch-deutschen Beziehungen in der Historiographie], Teil 1, Poznań 1974, S. 362–409.

für Danzig¹⁵, Julius Wernicke für Thorn,¹⁶ Andreas Lembeck mit einer Perspektive auf das Ganze der westpreußischen Reformationsgeschichte.¹⁷ Die Leistung dieser Arbeiten von der Mitte des 19. Jahrhunderts bestand in der dichten und systematischen Aufarbeitung der Quellen, aber auch in einer national unvoreingenommenen Präsentation der daraus sich ergebenden Befunde, ihre Schwäche in der systematisch wie geographisch engen Begrenzung ihres kirchengeschichtlichen Ansatzes. Im Hinblick auf den letzteren Aspekt markierte dann die Forschung des späteren 19. Jahrhunderts und der Jahrhundertwende noch einmal einen qualitativen Sprung. Gleichmaßen quellennah und kenntnisreich gearbeitet wie die Forschungen der Vorgängergenerationen, brachten Untersuchungen wie die von Eberhard Schnaase,¹⁸ Heinrich Freytag¹⁹ oder Reinhold Heuer²⁰ auch die weiteren politik- und sozialgeschichtlichen Verknüpfungen der Reformationsgeschichte zur Diskussion und erschlossen damit einen über die Landesgeschichte hinaus bedeutsamen Fragezusammenhang. Zugleich freilich zeichnete sich in der Art, wie dieser Zusammenhang aufgefaßt und definiert wurde, jene argumentative Einbindung der Reformationshistorie in einen nationalen Entwurf der Landesgeschichte ab, welche für den Problemzugang der Ostforschung konstitutiv werden sollte: Das Interesse der Ostforschung an der Reformationsgeschichte gründete in der Vorstellung, daß das konfessionelle Geschehen des 16. Jahrhunderts als wesentliche Etappe in dem langen politisch-kulturellen Formierungsprozeß des „Deutschtums im Osten“ verstanden werden müsse, und entsprechend wurde es zunehmend als eine zentrale historiographische Aufgabe verstanden, den so behaupteten Zusammenhang zwischen Religion und Nation argumentativ herzustellen und plausibel zu machen.²¹

¹⁵ U. a. THEODOR HIRSCH: Die Oberpfarrkirche St. Marien in Danzig, 2 Bde., Danzig 1843; DERS.: Geschichte des Akademischen Gymnasiums in Danzig in ihren Hauptzügen dargestellt, Danzig o. J.; DERS.: Der Prediger Pankratius, Danzig 1842.

¹⁶ JULIUS WERNICKE: Die Kirchen der Stadt Thorn und ihre Geschichte. Eine historische Darstellung des Ursprungs, Fortgangs und Schicksals dieser Kirchen bis zur Gegenwart [Thorn 1840], Archiwum Państwowe Toruń, Kat. II, X-25.

¹⁷ ANDREAS LEMBECK: Geschichte der Begründung und des Wachstums der Reformation in Westpreußen, Thorn 1850.

¹⁸ U. a. EBERHARD SCHNAASE: Geschichte der evangelischen Kirche Danzigs, Danzig 1863; DERS.: Andreas Aurifaber und seine Schola Dantiscana, in: Altpreußische Monatsschrift 9 (1872), S. 304–325 u. 456–480.

¹⁹ U. a. HEINRICH FREYTAG: Wie Danzig evangelisch wurde, Danzig 1902; DERS.: Die rechtliche Stellung der evangelischen Kirche im alten Danzig, in: Deutsche Zs. für Kirchenrecht 14 (1904), S. 387–410.

²⁰ REINHOLD HEUER: Vom katholischen Thorn vor Luther und wie Thorn evangelisch wurde, Thorn 1917.

²¹ Siehe etwa die entsprechenden Kapitel bei EDWARD CARSTENN: Geschichte der Hansestadt Elbing, Elbing 1937, oder ERICH KEYSER: Danzigs Geschichte, Danzig 1928. – Allgemein zu den Perspektiven der Zwischenkriegszeit JÖRG HACKMANN: Der Kampf um die Weichsel. Die deutsche Ostforschung in Danzig, 1918–1945, in: Zapiski Historyczne 58 (1993), S. 34–57.

Noch eine Generation weiter dann, in der Ostforschung nach dem Zweiten Weltkrieg, stellt sich der Zugang zu dem Problem abermals anders dar. Die Spannung zwischen quellennahem Rekonstruktionsanspruch und deutschumsgeschichtlichem Deutungsinteresse, welche die früheren Arbeiten kennzeichnet, ist hier nicht mehr erkennbar; sie scheint einer interpretatorischen Orthodoxie gewichen zu sein, die für eine einlässige Auseinandersetzung mit den komplexen Quellenbefunden keinen Raum mehr ließ. So figurierte etwa in Hans Neumeyers Arbeiten die fragwürdige These vom grundsätzlich nationalen Gehalt des Konfessionellen nicht mehr eigentlich als Gegenstand der Erörterung, sondern als deren Ausgangspunkt; daß die Reformation in Preußen sich gleichsam geschichtsnotwendig in einen Kontext deutscher Identitätsbildung einfügte, wurde als historisches *a priori*-Wissen gesetzt.²² Damit aber war ein zweifacher Rückschritt markiert: Zum einen war ein Verlust an „empirischer Dichte“ der landesgeschichtlichen Reformationsforschung unvermeidlich, da die angestrebte Einheitlichkeit und Eindeutigkeit der volkstumsgeschichtlichen Darstellung nur über die Ausblendung gegenläufiger empirischer Befunde erreicht werden konnte – und zwar auch solcher Befunde, welche die ältere deutschumsgeschichtliche Forschung noch durchaus gewürdigt hatte. Zum anderen bedeutete das Festhalten an den nationalen Deutungsansätzen des Jahrhundertanfangs, daß die landesgeschichtliche Ostforschung hier den methodischen Kontakt mit der allgemeinen Reformationsforschung und damit den Anschluß an die aktuelle fachliche Diskussion verlor.

Bei aller Notwendigkeit, die von diesem Trend abweichenden, produktiven Forschungsleistungen einzelner mit im Blick zu behalten, läßt sich der Gesamtertrag mithin nicht anders als negativ beurteilen. Wo die Ostforschung ihrem Grundsatz der volkstumsgeschichtlichen Betrachtung aus deutscher Perspektive konsequent verpflichtet blieb, unterlag sie ebenso konsequent der ihr immanenten Dynamik von nationalpolitischer Radikalisierung einerseits und geschichtswissenschaftlicher „Entprofessionalisierung“ andererseits. Dies schloß keineswegs aus, daß einzelne Forscher andere Standards für ihre Arbeit auch dann bewahrten, wenn sie der Ostforschung institutionell oder über deren Publikationsorgane verbunden waren; die vorzüglichen Studien von Paul Wrzecionko zur polnischen Reformationsgeschichte sind ein gutes Beispiel.²³

²² HANS NEUMEYER: Kirchengeschichte von Danzig und Westpreußen in evangelischer Sicht, Bd. 1, Leer 1971; vgl. unter diesem Gesichtspunkt auch seine Arbeiten zur frühneuzeitlichen Verfassungsgeschichte des Königlichen Preußen, u. a. Westpreußen und Polen. Staatsrechtliche und völkische Beziehungen zur Zeit der „polnischen Oberhoheit“ 1454–1772, in: Westpreußen-Jb. 1 (1950), S. 24–31; DERS.: Das Dekret von Lublin. Polnische Gewaltpolitik im 16. Jahrhundert, in: Westpreußen-Jb. 8 (1958), S. 33–38.

²³ U. a. PAUL WRZECIONKO: Die Religionsgespräche in Polen unter dem Aspekt ihrer Unionsbestrebungen, in: Die Religionsgespräche der Reformationszeit, Gütersloh 1980, S. 145–161; Reformation und Frühaufklärung in Polen. Studien über den Sozialismus und seinen Einfluß auf das westeuropäische Denken im 17. Jahrhundert,

Doch sind dies eben Forschungsleistungen, die nicht im konzeptionellen Rahmen der Ostforschung, sondern gleichsam unabhängig von, wenn nicht gegen deren Geist und Intentionen erzielt wurden. Ostforschung ist in diesem Sinne denn auch nicht primär als ein institutioneller und personeller Zusammenhang zu verstehen, sondern als ein durch eine besondere Deutungsrichtung definiertes Konzept.

2. Auch in ihrer Themenwahl hat sich die Ostforschung zur Frühen Neuzeit von ihrem spezifischen volkstumsgeschichtlichen Interesse leiten lassen. Dabei scheinen vor allem drei große Argumentationslinien die thematische Schwerpunktbildung vorbestimmt zu haben.

Es war dies zunächst eine verfassungsgeschichtliche Argumentationslinie, welche sich auf die ständische Verfaßtheit „deutscher“ Gemeinwesen innerhalb des polnisch-litauischen Unionsstaats bezog und in diesem Zusammenhang besonders am Nachweis einer Kontinuität von ständisch-territorialer Identitätsbildung und -wahrung in Abgrenzung gegen den polnischen Gesamtstaat interessiert war. Territorialständischer Partikularismus wurde hier als ein volksgeschichtlich legitimer Faktor gewichtet und in eine epochenübergreifende Konstruktion einer „Widerstandsgeschichte“ des Deutschtums gegen die polnisch-litauische Staatlichkeit eingeordnet. Die primäre Argumentationsebene war dabei eine rechtsgeschichtliche oder „staatsrechtliche“, auf welcher die verfassungsgeschichtliche Problemlage städtischer und landesständischer Statusbestimmung in spezifischer Reduktion abgebildet wurde.²⁴

Eine zweite Argumentationslinie baute dagegen auf einer gewissermaßen entgegengesetzten Logik auf. In bewußter Abstraktion von den verfassungsrechtlichen Gegebenheiten wurde hier nämlich auf die bevölkerungs-, siedlungs- und kulturgeschichtlichen Entwicklungen abgehoben, welche den vermeintlich durch das Deutschtum getragenen, säkularen Zivilisationsprozeß ausmachten. Dabei wurde suggeriert, daß die „Kulturleistungen“ der Deutschen gleichsam eine Art „höherer Legitimität“ deutscher Gesellschaftlichkeit gegenüber der (verfaßten) polnisch-litauischen Staatsgesellschaft begründeten: Auch wo die rechtliche Position des Deutschtums (und dessen artikulierter

hrsg. von PAUL WRZECIONKO, Göttingen 1977; ebenso OSKAR WAGNER: Reformation und Orthodoxie in Ostmitteleuropa, in: ZfO 35 (1986), S. 18–60. – Nicht zuletzt gehören, jenseits der Reformationsgeschichte, in diesen Zusammenhang die Arbeiten von HUGO WECZERKA, u. a. Stadt- und Marktgründungen und Stadtabgänge in Schlesien, 1450–1850, in: ZfO 23 (1974), S. 193–261.

²⁴ Zur Entwicklung der historiographischen Diskussion neben dem Sammelband Schlesien und Pommern (wie Anm. 9) vor allem STANISŁAW SALMONOWICZ: Prusy królewskie w ustroju Rzeczypospolitej szlacheckiej (1569–1772) [Das Königliche Preußen in der Verfassung der Adelsrepublik (1569–1772)], in: Acta universitatis Wratislaviensis, Nr. 945; Historia LXVI, Wrocław 1988, S. 45–56, sowie JANUSZ MAŁEK: Die Stände des Königlichen Preußen in den Jahren 1525–1660, in: Ständetum und Staatsbildung in Brandenburg-Preußen, hrsg. von PETER BAUMGART, Berlin, New York 1983, S. 108–128.

Identitätsanspruch) keinen Sonderstatus begründeten, sollte die volkstumsgeschichtlich objektivierbare Differenz zwischen deutscher und polnischer Zivilisation nachweisbar sein.²⁵

Als eine dritte, komplementäre Argumentationslinie schließlich wird man die Reflexion der Ostforschung über die Defekte – und damit den vorgeblich selbstverschuldeten Untergang – der alten polnisch-litauischen Rzeczpospolita beachten müssen. So wie es in dem zuletzt genannten argumentativen Kontext um die retrospektive Legitimierung nationaldeutscher Ansprüche ging, so war hier die Delegitimierung polnischer Staats- und Gesellschaftstradition das argumentative Ziel. Die „Verfallsgeschichte“ der Rzeczpospolita, heißt das, bildete in diesem Sinne gewissermaßen das Kontrastfeld für ein Raisonement über die Geschichtsnotwendigkeit des Teilungsgeschehens und seiner Folgen.²⁶

Die Schwerpunktbildungen in der Ostforschung in bezug auf einzelne Epochen der frühneuzeitlichen Beziehungsgeschichte reflektieren denn auch recht genau, in welcher Weise die drei genannten Argumentationslinien als organisierende Momente wirksam waren. Im Hinblick auf das 16. Jahrhundert waren es eindeutig die rechtsgeschichtlich thematisierte landesständische Politik einerseits sowie die (lutherische) Reformationsgeschichte andererseits, welche das Forschungsinteresse auf sich zogen. Beide Aspekte nämlich ließen sich im Sinne der These von einer ungebrochenen vormodernen Tradition deutscher Identitätsbildung und Identitätswahrung erörtern. Beide Problemfelder boten vermeintlich zugleich argumentativen Stoff dafür, um die ständische Resistenz gegen den Prozeß frühmoderner Staatsbildung in Polen als eine volkstumsgeschichtliche „Leistung“ ins Bild zu setzen. Dabei ist bezeichnend, daß die Ostforschung hier eine Argumentationsrichtung einschlug, die eigentlich durchaus im Gegensatz zu dem Diskurs der borussisch-nationalen Historiographie stand: Jener territorialständische Partikularismus, welcher im Blick auf die Reichsgeschichte dezidiert als ein modernitätsfeindlicher Faktor erschien, wurde eben dort mit positiven Konnotationen versehen, wo die ständische Position volkstumsgeschichtlich besetzt war.²⁷

Die mit der Wende zum 17. Jahrhundert beginnende Epoche freilich bot für solche Argumentationsmuster keinen Ansatzpunkt mehr. Ausdrücklich beklagten die Ostforscher den vermeintlichen Verfall volksdeutscher Resistenzkraft, welcher in der längeren Wirkung der Lubliner Union eingetreten zu sein schien.²⁸ ständepolitisch vor dem Hintergrund der fortschreitenden Integration des Adels in das unionsstaatliche Politiksystem, kulturell aufgrund des

²⁵ Siehe HACKMANN (wie Anm. 21).

²⁶ In diesem Sinne aufschlußreich der Sammelband, Die erste polnische Teilung, hrsg. von FRIEDHELM B. KAISER u. BERNHARD STASIEWSKI, Bonn 1974; das Problem kritisch reflektiert bei MARIAN HENRYK SEREJSKI: *Rozbiory Polski. Studium historiograficzne* [Die Teilungen Polens. Historiographische Untersuchung], Warszawa 1974.

²⁷ Dieser Aspekt ausdrücklich expliziert bei SCHIEDER (wie Anm. 1), besonders S. 8f.

²⁸ Vgl. das Einleitungskapitel bei SCHIEDER (wie Anm. 1).

Vordringens einer polnischen und polnischsprachigen Elitenkultur und konfessionell im Zusammenhang der Gegenreformation. Dabei ging es im Grunde um Prozesse innerer Staatsbildung, welche sich vor allem im Spannungsfeld zwischen ständischem Regionalismus und Gesamtstaatsidee vollzogen – und welche die östlichen und südöstlichen Länder der Republik in ähnlicher Weise betrafen wie die westlichen.²⁹ Die Perspektive der Ostforschung ließ indessen keine andere als eine national konnotierte Deutung der Prozesse zu, wodurch diese für die zentrale deutschumsgeschichtliche Argumentationslinie als Gegenstand gleichsam untauglich wurden. Nur in einigen Bereichen – wie der Geschichte des städtischen Bürgertums³⁰ oder der lutherischen Kirchengeschichte³¹ – hat die Ostforschung denn auch die bisherigen Themen über das „dunkle“ 17. Jahrhundert hinweg weiter verfolgt; ansonsten setzte sie mit einem veränderten Themenspektrum gewissermaßen neu ein.

Eine Art Orientierungsrahmen gab hier zweifellos die generelle Frage nach den frühmodernen „zivilisatorischen“ Wandlungsprozessen ab – eine Frage, die ihrerseits freilich mit spezifischen Deutungsinteressen im Hinblick auf die Teilungsgeschichte Polens verknüpft war: Es ging, wenigstens implizit, immer auch um den Nachweis einer kontinuierlichen Zunahme deutscher Volkstumspräsenz sowie deutscher „Kulturleistungen“, vor deren Hintergrund die Zerschlagung der polnischen Adelsrepublik und die staatliche Expansion Preußens auf deren Kosten als eine geschichtsnotwendige, weil zivilisatorisch legitimierte Entwicklung gesehen werden konnten.³² Wo aber die Adelsrepublik und deren Gesellschaft selbst Gegenstand der Reflexion waren, standen die Symptome ihres „Niedergangs“, d. h. ihrer vermeintlichen sozio-kulturellen Erstarrung und Zivilisationsfeindlichkeit, im Mittelpunkt.³³

Es war vor allem dieser Zusammenhang, in dem die siedlungs- und volksgruppengeschichtlichen Ansätze der Ostforschung denn auch in bezug auf die Frühe Neuzeit markant zum Tragen kamen; sowohl in der Erforschung der Be-

²⁹ Gut herausgearbeitet bei STANISLAW SALMONOWICZ: Stany Prus Królewskich wobec korony w XVII i XVIII w. [Die Stände des Königlichen Preußen und ihr Verhältnis zur Krone im 17. und 18. Jh.], in: *Acta universitatis Nicolai Copernici, Historia*, Bd. 18 (1982), S. 103–119.

³⁰ Zum Überblick über Forschungsprobleme und -entwicklung MARIA BOGUCKA, HENRYK SAMSONOWICZ: *Dzieje miast i mieszczaństwa w Polsce przedrozbiorowej* [Geschichte der Städte und des Bürgertums in Polen in der Zeit vor den Teilungen], Wrocław u. a. 1986.

³¹ Genauer Forschungsbericht jetzt bei WOJCIECH KRIEGSEISEN: *Ewangelicy polscy i litewscy w epoce saskiej* [Polnische und litauische Evangelische in der Sachsenzeit], Warszawa 1996.

³² Dieses Argumentationsmuster scheint auch noch durch in dem Sammelband: *Die erste polnische Teilung 1772* (wie Anm. 26).

³³ Zur Kritik der Forschungstradition die Einleitung zu JÖRG K. HOENSCH: *Sozialverfassung und politische Reform. Polen im vorrevolutionären Zeitalter*, Köln, Wien 1973; im Blick auf die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts auch MICHAEL G. MÜLLER: *Polen zwischen Preußen und Rußland. Souveränitätskrise und Reformpolitik, 1736–1752*, Berlin 1983.

völkerungs- und besonders „Kolonisations“-Geschichte³⁴ als auch in der Rekonstruktion der konfessionellen und kirchenorganisatorischen Geographie³⁵ Polen-Litauens hat die Ostforschung sich spezifische Arbeitsfelder erschlossen. Daneben standen kulturgeschichtliche Fragestellungen, mit einem Schwerpunkt auf der Rekonstruktion westlicher Kultureinflüsse in Polen sowie der Vermittlerrolle der Deutschen in den kulturellen Transferprozessen, namentlich im Kontext der Aufklärung.³⁶ Für die Epoche nach 1772 bezog die Ostforschung aus der Geschichte des preußischen „Aufbauwerks“ in den polnischen Teilungsprovinzen naheliegende Themen; sowohl die Verwaltungsgeschichte der neuen Provinzen³⁷ als auch ihre Schul- und Bildungsgeschichte³⁸ waren Gegenstände, an denen sich die unterstellte zivilisatorische Ratio der Teilungspolitik ins Bild setzen ließ.

Für die komplementäre Reflexion über die Defekte der späten Adelsrepublik schließlich läßt sich abermals die kirchen- und konfessionsgeschichtliche Forschung als Exempel anführen. Ausgehend von dem *événement fondateur* des „Thorner Blutgerichts“ von 1724,³⁹ läßt sich hier die historiographische

³⁴ Als Beispiele JOSEF KAUFMANN: Das Verhältnis der Deutschen, Polen und Kaschuben in Westpreußen und Danzig, Danzig 1919; ILSE RHODE: Das Nationalitätenverhältnis in Westpreußen und Posen zur Zeit der polnischen Teilungen, Posen 1926; A. MÜLLER: Die preußische Kolonisation in Nord-Polen und Lithauen, Berlin 1928; MAX ASCHKEWITZ: Die deutsche Siedlung in Westpreußen im 16., 17. und 18. Jahrhundert, in: ZfO 1 (1952), S. 553–567; WALTER KUHN: Geschichte der deutschen Ostsiedlung in der Neuzeit, 2 Bde., Marburg 1955–1957; WALTHER MAAS: Zur Siedlungskunde Westpreußens, 1466–1772, Marburg 1958; DERS.: Zur Siedlungskunde des Warthe-Weichsellandes, Marburg 1961; GEORG DABINUS: Die ländliche Bevölkerung Pommerellens i. J. 1772 mit Einschluß des Danziger Landgebietes i. J. 1793, Marburg 1961; KARL-HEINZ LUDWIG: Zur Besiedlung des Weichseldeltas durch die Mennoniten, Marburg 1961.

³⁵ Zum Ansatz vgl. u. a. HUGO WECZERKA: Kirchliche Gliederung Ost-Mitteleuropas in der Neuzeit. Überblick und kartographische Probleme, in: ZfO 9 (1960), S. 275–333, sowie BERNHARD STASIEWSKI: Die kirchliche Gliederung Ostmitteleuropas. Vortrag auf der Jahrestagung des J. G. Herder-Forschungsrats am 14. 4. 1971.

³⁶ Programmatische Aussagen dazu von ERICH KEYSER, WALTHER HUBATSCH und ERNST BAHR auf einer Tagung des Herder-Forschungsrats über „Erscheinungen kultureller Überschichtung, Durchdringung und Beeinflussung Ostmitteleuropas, dargestellt am Raum der unteren Weichsel“, April 1965.

³⁷ Zu Forschungsentwicklung und -kontroversen KLAUS ZERNACK: Polen in der Geschichte Preußens, in: Handbuch der preußischen Geschichte, hrsg. von OTTO BÜSCH, Bd. 2, Berlin 1992, S. 377–448, bes. S. 424 ff.

³⁸ Über die umfangreiche Literatur zu diesem Thema KARL-ERNST JEISMANN: Bildungsreformen in Deutschland als staatliche Maßnahme und sozialer Prozeß, in: Polen und Deutschland im Zeitalter der Aufklärung, Braunschweig 1981, S. 80–96, bes. S. 90 ff.

³⁹ Über Realität und Mythos dieses Schlüsselereignisses in den konfessionellen Beziehungen in Polen-Litauen im 18. Jh. WITOLD GASTPARDY: Sprawa toruńska w 1724 roku [Das Thorer Ereignis im Jahre 1724], Warszawa 1969, sowie STANISŁAW SALMONOWICZ: Sprawa toruńska z 1724 roku. Geneza i przebieg wydarzeń [Das Thorer Ereignis von 1724. Genese und Verlauf], in: DERS.: Szkice toruńskie z XVII–XVIII wieku [Thorner Skizzen aus dem 17. und 18. Jh.], Toruń 1992, S. 77–115.

Konstruktion einer national-konfessionellen Konfliktgeschichte nachvollziehen, welche ihrerseits argumentativ in einem direkten Zusammenhang mit der Sicht der Ostforschung auf das Teilungsgeschehen stand: Die behauptete Unfähigkeit der Adelsrepublik, sich dem Prinzip aufgeklärter Religionstoleranz zu öffnen, wurde als Argument nicht nur gegen die Existenzberechtigung dieser Gesellschaftsordnung, sondern auch für die interventionistische Schutzpolitik Preußens gewendet,⁴⁰ und entsprechend mündete das protestantismusgeschichtliche Raisonement auch in eine durchaus naiv affirmative Darstellung der friderizianischen „Dissidentenpolitik“ in der diplomatischen Vorgeschichte der ersten Teilung Polens ein. Daß der Konflikt über die ständischen Rechte des protestantischen Adels in den 1760er Jahren, obgleich mit dem Problem des deutsch-lutherischen Bürgertums in Polen eigentlich nicht verknüpft, gemäß der preußischen Propaganda ein zwingender Grund für die Intervention gegen das Regiment Stanislaw August Poniatowskis war, ließ sich über die deutschumsgeschichtliche Interpretation des konfessionellen Faktors plausibel machen.⁴¹

Insgesamt hat der Themenkatalog der Ostforschung zur frühneuzeitlichen Geschichte Polens über die Zeit nur geringe Veränderungen erfahren. Zumindest gilt dies jedenfalls für die deutschumsgeschichtlichen Leitfragen, um welche die Einzelthemen zum größten Teil gruppiert scheinen; der Themenhorizont, an dem die Ostforschung sich orientierte, war hier im wesentlichen bereits von der Historikergeneration der Jahrhundertwende markiert worden. Auch die Tatsache, daß die methodische Weiterentwicklung der Ostforschung – vor allem in ihrem Beitrag zur Siedlungsgeschichte und zur historischen Kartographie – durchaus einen Wandel repräsentierte, widerspricht dem generellen Befund nur scheinbar: Obgleich das analytische und argumentative Instrumentarium der Ostforschung sich dadurch erweiterte, blieb sie in ihrem Ansatz den alten Leitfragen verpflichtet; d. h., den thematischen Wechsel von der Volkstumsgeschichte zur Beziehungsgeschichte, die ein zentrales Element der „Verwissenschaftlichung“ der historischen Ostmitteleuropa-Forschung bilden sollte, hat die Ostforschung nicht vollzogen.⁴²

⁴⁰ Exemplarisch KARL VÖLKER: Kirchengeschichte Polens, Berlin, Leipzig 1930, sowie ARTHUR RHODE: Geschichte der evangelischen Kirche im Posener Lande, Würzburg 1956; fachwissenschaftlich wesentlich professioneller, aber interpretatorisch ebenso engsichtig auch GOTTHOLD RHODE: Brandenburg-Preußen und die Protestanten in Polen 1640–1740. Ein Jahrhundert preußischer Schutzpolitik für eine unterdrückte Minderheit, Leipzig 1941.

⁴¹ Zur Überprüfung des konfessionellen Aspekts als Faktor der Vorgeschichte der ersten Teilung Polens jetzt auch MICHAEL G. MÜLLER: Dissidentenfrage und britische Friedensvermittlung. Zur Vorgeschichte der ersten Teilung Polens, in: Festschr. für Marian Wojciechowski, Warszawa 1997 (im Druck).

⁴² Zur Grundlegung eines methodisch bewußten Ansatzes von Beziehungsgeschichte in Absetzung von der Ostforschung vor allem ZERNACK, Preußen – Deutschland – Polen (wie Anm. 10).

3. Die Begrifflichkeit und die Bilder der Ostforschungs-Historiographie sowie ihre zentralen *narratives* reizen gewiß zu ideologiekritischer Analyse. Es könnte lohnen, die Entwicklung bestimmter Bilder und argumentativer Muster noch genauer zu rekonstruieren und damit Phänomene wie das der oben skizzierten Dialektik von nationalpolitischer Radikalisierung und Entprofessionalisierung der Ostforschung auch auf der sprachlichen Ebene zu erfassen und zu untersuchen; die Erkenntnisse aus den bisherigen, eher institutionengeschichtlich orientierten Untersuchungen zur Geschichte der Ostforschung ließen sich wahrscheinlich nicht zuletzt auf dieser Ebene sinnvoll ergänzen.⁴³ Weniger ergiebig dagegen wäre wohl, sich auf eine Phänomenologie der „Bilder“ der Ostforschung einzulassen, d. h. den ohnehin unumstrittenen Befund der ideologischen Belastetheit der Ostforschung in detaillierter Rekonstruktion der einzelnen Stereotypen noch einmal zu belegen.

Hier wird mit der Frage nach bestimmten zentralen Deutungsmustern der Ostforschung in bezug auf das frühneuzeitliche Polen aber ohnehin eine andere Problemebene angesprochen. Wichtig erscheint vor allem darauf hinzuweisen, daß es geschichtswissenschaftliche Arbeitsfelder gibt, in denen die Ostforschung, aufgrund ihres Deutungsmonopols in bezug auf die ostdeutsche Geschichte, langfristig und weit über ihren unmittelbaren Wirkungskreis hinaus ihre eigenen Sichtweisen etabliert und damit die Richtung der allgemeinen Forschungsentwicklung bestimmt hat. Es geht also vor allem um solche Deutungsmuster, welche ungeachtet ihrer ideologischen Verzerrungen auch in historiographischen Milieus außerhalb der Ostforschung, wenn nicht sogar in erklärtem Gegensatz zu dieser stehend, rezipiert wurden – und welche auf diese Weise die Forschungsdiskussion gehemmt oder irregeleitet haben. Beispielfhaft soll hier auf zwei solcher Deutungsmuster kurz eingegangen werden.

In beeindruckendem Maße „erfolgreich“ war die Ostforschung zum einen in dem Bemühen, ihre nationalpolitisch begründeten Kategorien von Volkstums- und Geschichtsgeschichte auf die frühneuzeitliche Gesellschaft in „Deutschlands Osten/Polens Westen“ zu projizieren. Obgleich die polnischen Kontrahenten der Ostforscher früh erkannten, daß etwa die Deutung der ständisch-regionalen Konflikte des 16. Jahrhunderts als „nationaler Abwehrkampf“ der Deutschen ein hochgradig ideologisches Konstrukt war, haben sie zunächst keine methodisch überzeugende Alternative zum Ansatz der Ostforschung entwickelt. D. h., der deutschstumsgeschichtlichen Interpretation stand lange Zeit auch nur eine ähnlich konstruierte „polnische“ Gegenthese gegenüber, ohne daß der problematische Kern des Ansatzes der Ostforschung, nämlich der Anachronismus einer

⁴³ Namentlich das wichtige Buch von BURLEIGH (wie Anm. 12) ist m. E. mit Recht dafür kritisiert worden, daß es die institutionellen Aspekte verabsolutiert, eine schlüssige Einordnung der Ostforschung in die Geschichte der deutschen Geschichtswissenschaft (und Osteuropa-Forschung) also nicht bietet.

nationalen Betrachtungsweise an sich, zum Gegenstand von systematischer Kritik gemacht worden wäre.

Es war dann freilich doch die polnische Geschichtswissenschaft, von der, in bezug auf die Frühneuzeit, in den siebziger Jahren die Impulse für eine grundsätzliche methodische Revision der Problemzugänge ausgingen – wobei die (auch auf deutscher Seite avanciertere) mediävistische Forschung sicher eine Vorreiterrolle gespielt hat.⁴⁴ Doch belegen die leerläufigen Diskussionen, wie sie bis heute über die nationale Identität bzw. Loyalität eines Copernicus oder von Gottfried Lengnich geführt werden,⁴⁵ die Zählebigkeit der eingefahrenen Wahrnehmungsmuster. Ebenso läßt sich die reformationsgeschichtliche Forschung wiederum als ein Beleg anführen: Die These von der „natürlichen“ Affinität zwischen Protestantismus einerseits und deutscher Bürgerkultur andererseits ist, obgleich im Grunde nicht weniger anachronistisch und irreführend als die von dem „nationalen“ Hintergrund des Ständekonflikts,⁴⁶ in den letzten Jahrzehnten eher bestätigt denn kritisiert worden; gerade die bewußt nicht-nationalistisch argumentierende neuere Historiographie in Polen nämlich scheint geneigt, im Eingehen auf deutsche Deutungen eine protonationale Dimension der konfessionellen Entwicklung in der Reformationszeit zu konzedieren⁴⁷ – und damit ein Deutungsmuster zu bestätigen, das von der deutsch-lutherischen Historiographie über die ostdeutschen Länder buchstäblich erfunden worden ist.⁴⁸ Mit einem Wort: Auch wo die Quellenevidenz sowie der methodische Fortschritt im Grunde seit langem eine Revision nahelegten, hat der nationale Ansatz der Ostforschung seine normative Kraft bewahrt und einer modernen Erörterung der identitätsbildenden Faktoren in der frühneuzeitlichen Geschichte der deutsch-polnischen Beziehungsregionen den Weg verstellt.

Das zweite Deutungsmuster, das hier exemplarisch angesprochen werden soll, bezieht sich auf das 18. Jahrhundert. Es geht dabei um die Konstruktion einer „Niedergangsgeschichte“ der Adelsrepublik, das für die Ostforschung in der rückblickenden Legitimierung der Teilungen Polens seinen argumentativen

⁴⁴ Wichtig für den Durchbruch zu einer in diesem Sinne selbstkritischen Reflexion in der polnischen Geschichtswissenschaft GERARD LABUDA: *Polska granica zachodnia* [Die polnische Westgrenze], Poznań 1971; die Beiträge von HENRYK SAMSONOWICZ, MARIAN BISKUP und BOGDAN WACHOWIAK in: *Historia Pomorza* [Geschichte des Küstenlandes], Bd. 1–2, 1, Poznań 1969–1976. Vgl. den Beitrag von NORBERT KERSKEN in diesem Heft.

⁴⁵ Vgl. die vorsichtigen nationalen Einordnungen auch noch im *Słownik Biograficzny Pomorza Nadwiślańskiego* [Biographisches Wörterbuch Pommerellens], Bd. 1 ff., Gdańsk 1992 ff.

⁴⁶ Siehe oben, S. 380 f.

⁴⁷ Vgl. die reformationsgeschichtlichen Passagen in: *Historia Gdańska* [Geschichte Danzigs], Bd. 2: 1454–1655, hrsg. von EDMUND CIEŚLAK, Poznań 1982.

⁴⁸ Zur Quellenkritik der deutsch-lutherischen Überlieferung in diesem Zusammenhang MICHAEL G. MÜLLER: *Zweite Reformation und städtische Autonomie im Königlichen Preußen. Danzig, Elbing und Thorn in der Epoche der Konfessionalisierung*, Berlin 1997 (im Druck).

Bezugspunkt hatte. Hätte die Ostforschung ihre Frage nach den proto-nationalen Beziehungslagen in diesem Zusammenhang tatsächlich ernst genommen, so wäre sie zwangsläufig auf die Widersprüchlichkeit der Frontenbildungen in der Endphase der Geschichte der Republik aufmerksam geworden: die Tatsache, daß es eine deutsche Dynastie – die der Wettiner – war, welche eine Vorreiterrolle in den Bestrebungen zur zentralstaatlichen Erneuerung der Republik im 18. Jahrhundert gespielt hat – und zwar nicht zuletzt im Konflikt mit den widerstrebenden „deutschen“ Bürgerstädten;⁴⁹ den Umstand, daß das deutschsprachige Bürgertum in Polen-Litauen gerade in der Endphase des Unionsstaats sein Autonomieprogramm im Rahmen einer neuen Republik-Loyalität formulierte.⁵⁰ Stattdessen hat die Ostforschung mit der Heraushebung des konfessionellen Konfliktfeldes eine ihrer spezifischen Lesart der nationalen Beziehungen konforme Thematik zu entwickeln vermocht – und dieser in der Tat zu überproportionaler historiographischer Geltung verholfen. Die gut zu belegende Tatsache, daß es bei der sogenannten „Dissidentenfrage“ nicht um eine der Ursachen für die Krise der polnisch-litauischen Adelsrepublik ging, sondern vor allem um ein instrumentelles Argument der Teilungsdiplomatie,⁵¹ hat sich gegen die negative Legende von der Aufklärungsfeindlichkeit der Adelsrepublik jedenfalls nur sehr schwer ins Gespräch bringen lassen.

Die beiden Beispiele geben wohl zumindest einen Eindruck von den deformierenden Wirkungen, welche die Ostforschung der deutschen Perspektive auf die frühneuzeitliche Geschichte Polens vermittelt hat. Daß dieses Verdikt keineswegs pauschal für alle diejenigen Historiker gilt, welche mit den Institutionen der Ostforschung in irgendeiner Weise verbunden waren, sei dabei noch einmal ausdrücklich betont. Ostforschung läßt sich, wie gesagt, wissenschaftsgeschichtlich nicht als ein institutioneller oder personeller Verbund, sondern am ehesten wohl als ein methodisches Prinzip sinnvoll beschreiben, und die individuellen Forschungsleistungen stehen dazu nicht selten in einem widersprüchlichen Verhältnis.⁵² Um so entschiedener wird man aber an dem Urteil festhalten müssen, daß dieses methodische Prinzip Ostforschung an sich stets an eine außerwissenschaftlich präformierte, negativ verengte Perspektive

⁴⁹ Grundlegend neue Sicht auf die Epoche bei JACEK STASZEWSKI: *August III Sas.*, Wrocław 1986, deutsch u. d. Titel „August III.“, Berlin 1996.

⁵⁰ Hier liegt u. a. die Bedeutung des Werks von GOTTFRIED LENGNICH, das noch immer einer umfassenderen verfassungs- und identitätsgeschichtlichen Untersuchung bedarf.

⁵¹ S. o. Anm. 41.

⁵² THEODOR SCHIEDER und WERNER CONZE sind dafür herausragende Beispiele; andere Autoren mit gewichtigen Forschungsbeiträgen zur frühneuzeitlichen Geschichte Polens und der deutsch-polnischen Beziehungen wurden bereits genannt. Eine interessante Aufgabe wird es sein, das Œuvre GOTTHOLD RHODES in der Vermittlung zwischen Ostkunde und verwissenschaftlichte Ostmitteleuropa-Historie genauer einzuordnen.

auf den Gegenstand geknüpft geblieben ist. Jene Verwissenschaftlichung der deutschen Forschung über Polen und die deutsch-polnischen Beziehungen in der Frühneuzeit, welche inzwischen deren internationale Dialogfähigkeit wiederhergestellt hat, ist denn auch nicht etwa über eine Weiterentwicklung oder „Verbesserung“ der Ostforschung erzielt worden, sondern – notwendig – über deren konzeptionelle Ablösung.

Summary

The “Ostforschung” and its images and notions of Polish history in the early modern age

The present article examines the *Ostforschung* for its methodical orientation, central themes and patterns of interpretation concerning the history of Poland and German-Polish relations in the early modern age. This area of the *Ostforschung* is characterized by a constant focus on the ethnic aspect, especially the “German share” in Polish history, further (i. e. for this reason) by a limited range of research issues and questions, which remained almost unchanged over the time, and finally by a tendency towards academic isolation and “deprofessionalization”, which were gaining ground to the same extent in which the *Ostforschung* gradually lost both its source competence and its touch with the historical science and its methodical change in general.

This development is partly due to the fact that for a long time (nearly till the end of the Cold War) the *Ostforschung* was oriented towards extra-scientific, political aims, seeing itself as part of a national party discourse about German-Polish relations. Even more important, however, is that its methodical concept practically ruled out the development of new productive approaches and research questions: With regard to early modern history, its ethnicity-centred point of view seems anachronistic in itself; in fact, it prevented scholars from finding innovative ways to make their sources and data “speak to us”. It is mainly for this reason that even in the course of its gradual depolitization in more recent years the *Ostforschung* could never re-attain the level of international (especially Polish) research, though it cannot be denied that single scholars associated with the institutions and organs of the *Ostforschung* made some important contributions to the historiography of early modern Poland.

The *Ostforschung* in general cannot be defined in terms of institutions or personalities, but only through its self-set goal to make the history of the “Germans in Eastern Europe” the central issue of historical research. Where this aim was strictly pursued, the processes of methodical and thematic self-isolation mentioned above were inevitable consequences. Thus, though occasionally attributed to the *Ostforschung*, there can be no question of a “dialectics of ideological regression and methodical modernization”, at least as far as early modern history is concerned.